

Risiko- und Resilienzfaktoren bei innerfamiliärer Gewalt

Haci-Halil Uslucan

Wie aktuell ist Gewalt heute noch? Auch wenn im historischen Rückblick erfreulicher Weise festgehalten werden, dass in Deutschland ab den 50-er Jahren ein deutlicher Rückgang körperlicher Strafen in der Erziehung zu verzeichnen ist, ist jedoch damit keineswegs ein Ende der Gewalt und eine restlose Pazifizierung der Gesellschaft eingetreten. Vielmehr, so scheint es, entwickelt sich Gewalt an den Randgruppen der Gesellschaft ungehindert weiter. Die Forschung zeigt, dass ein deutliches Ansteigen der Gewaltrate bei Menschen mit niedrigem Bildungsniveau, Armut, sozialer Ausgrenzung und schwieriger Integrationsperspektive festzustellen ist. (Vgl. Pfeiffer & Wetzel 1999.) Wenngleich heutzutage Jugendgewalt und rechtsextremistisch motivierte Gewalttaten gegen Fremde weitestgehend die Aufmerksamkeit der Medien auf sich ziehen, darf dennoch nicht vergessen werden, dass die meiste Gewalt in und um die Familie herum erfahren wird.

Ich möchte im Folgenden auf einige Risiko- und Schutzfaktoren eingehen und dabei auch die Besonderheiten der (türkischen) Migrantenfamilien streifen (Vgl. Uslucan, 2000).

Kontexte von Gewalt in Migrantenfamilien

Gewalterfahrungen, insbesondere in der frühen Kindheit, stellen stets Beeinträchtigungen der Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen dar, auch wenn die Betroffenen nicht immer unmittelbar danach auffällige Symptome zeigen. Deshalb kann nie rechtzeitig genug interveniert werden. Immer mehr wird (innerfamiliäre) Gewalt dynamisch als ein Zusammenspiel von Risiken und den ihnen entgegenstehenden Ressourcen verstanden.

Einige der Risikofaktoren auf Seiten des **Kindes**, d.h. Aspekte, die ein Kind mit höherer Wahrscheinlichkeit Opfer von Gewalterfahrungen machen, können sein:

- Temperament und schwer Erziehbarkeit des Kindes: Unruhige Verhaltensweisen des Kindes, die bei Eltern aggressive Reaktionen provozieren.
- Alter und Gesundheit des Kindes: entwicklungsbedingt haben jüngere Kinder eher Schwierigkeiten, ihre Emotionen zu regulieren und werden eher Opfer von Gewalterfahrungen, weil sie ihr Verhalten und die darauf folgende elterliche Reaktionen nicht verbinden bzw. antizipieren können. Deshalb ist Gewalt gegen Kinder im Alter von 3 bis 8 Jahren am häufigsten anzutreffen. Ferner sind Kinder, die Eltern durch ihre (chronische) Erkrankung oder durch belastendes Verhalten (Aggression, Enuresis, Enkopresis) „stressen“, eher der Gefahr ausgesetzt, Opfer elterlicher Gewalt zu werden.

Einige der Risiken auf Seiten der **Eltern** können sein:

- **Elternpersönlichkeit:** Als wichtigster Risikofaktor einer Kindesmisshandlung ist die Elternpersönlichkeit zu sehen: denn misshandelnde Eltern haben häufig Schwierigkeiten der Impulskontrolle, ein niedriges Selbstwertgefühl und beschränkte Fähigkeiten zur Empathie.

- **Junges Alter der Eltern:** Selbst noch Teenager und bedürftig, haben sie sensibel zu sein für kindliche Bedürfnisse, was sie häufig überfordert. Und gerade dieses Phänomen tritt gehäuft für türkische Mütter zu. Nicht selten ist in Beratungs- und Therapiekontexten zu erleben, dass junge Frauen, die auch in Deutschland den ländlichen Traditionen folgend, mit knapp 18 Jahren geheiratet haben (oder verheiratet worden sind) und im Alter von 20 bis 25 Jahren zwei und mehr Kinder zu versorgen haben.
- Ein weiterer Risikofaktor liegt in der relativen **Armut** und einer **geringen Bildungsstufe** der Eltern.

Gerade für türkische Familien sind diese Zusammenhänge besonders auffällig: Zum einen ist bei ihnen die Arbeitslosigkeit, was in der Regel Armut und materielle Deprivation impliziert, mit rund zwanzig Prozent doppelt so hoch wie die der westdeutschen Bevölkerung. Mit diesen Zahlen liegen sie auf einer vergleichbaren Ebene mit der ostdeutschen Bevölkerung. Zum anderen verfügen die türkischen Migranten der ersten Generation vielfach nur über eine fünf- bis maximal achtjährige Schulbildung. Denn erst seit einigen Jahren (seit 1998) ist in der Türkei die Schulpflicht auf 8 Jahre angehoben worden.

Bei der Suche nach weiteren Risiken konnte die Forschung stets auch eine **intergenerationale** Transmission von Gewalt feststellen; d.h. Eltern, die selbst in ihrer Kindheit gehäuft Opfer von Gewalterfahrung waren, sind in der Erziehung ihrer eigenen Kinder eher geneigt, Gewalt auszuüben, bzw. Gewalt als eine "Normalität" zu verstehen. Denn Kinder, die in innerfamiliären Sozialisationsprozessen die Gewaltanwendung von Eltern erfahren, lernen dabei zugleich auch bestimmte Muster der Konfliktaustragung kennen. Ihnen wird, quasi als Vorbildrolle, die Unfähigkeit, Konflikte zu akzeptieren bzw. sie auf eine deeskalierende Weise auszutragen, vorgelebt. Eine Studie von Herrenkohl, Herrenkohl und Toedter konnte feststellen, dass 56% der aktiv gewalttätigen Eltern selbst in ihrer Kindheit Gewalt erlitten hatten (Vgl. Wetzels, 1997). Noch höher ist das Risiko, selbst in der Erziehung Gewalt anzuwenden, wenn innerhalb der Partnerschaft die Mütter selbst Gewalt erfahren. Demnach stellt das höchste Gewaltisiko für ein Kind eine reviktimisierte Mutter dar, d.h. eine, die sowohl als Kind wie auch innerhalb der Partnerschaft Gewalt erfahren hat bzw. erfährt. Eine **intergenerative Transmission** von Werthaltungen und erzieherischen Praktiken ist in Migrantenfamilien in der Regel stärker als bei anderen einheimischen Familien; sie tendieren auch in der Fremde eher zu Beibehaltung eines „familiären Kerns“.

Wie bricht man den Teufelskreis hinsichtlich der Weitergabe von Gewalt? In einigen Studien konnte gezeigt werden, dass Kinder, die Gewalt erfahren haben, später aber als Elternteil selbst nicht gewalttätig wurden, zumindest zu einem Elternteil eine enge, sichere Bindungen aufwiesen. Diese frühkindliche Bindungserfahrung, die Erfahrung der **Verfügbarkeit relevanter Bezugspersonen**, die der Ausbildung positiver Überzeugungen von sich selbst als wertvolle Person beitragen, erwies sich als ein eindeutiger Schutzfaktor. Insbesondere die ersten drei Lebensjahre sind in der Entwicklung des Kindes von höchster Relevanz: hier entwickeln sich bedeutende Vulnerabilitäten als auch bedeutende Ressourcen für die weitere Lebensgestaltung (Scheithauer, Petermann & Niebank, 2000). Zusätzlich als Protektivfaktoren wirkten bei diesen Eltern auch das **weite Netz sozialer Bezugs- und Unterstützungspersonen**. Im Umkehrschluss kann also festgehalten werden, dass zu Gewalt neigende Eltern häufig jene sind, die einsam, isoliert und ohne Unterstützungssysteme auskommen müssen, bei denen also psychosozialer Stress nicht durch Bezugspersonen im sozialen Nahraum abgefedert werden kann. Ferner kann sich, was ausländische Kinder

betrifft, das symbolische Kapital, das sie mit der Mehrsprachigkeit haben, (vorausgesetzt, sie sprechen beide Sprachen relativ gut) als ein wichtiger Schutzfaktor dienen. Deshalb wären auch hier Förderaspekte anzusetzen, weil Mehrsprachigkeit indirekt Ressourcen erweitert und weniger vulnerabel macht.

Auch ein Schulklima, das die kulturelle Vielfalt ihrer Schüler als Reichtum und nicht als Hemmnis betrachtet, leistet einen Beitrag zur Resilienz, weil er dem Einzelnen das Gefühl von Wichtigkeit, Bedeutung und Anerkennung verschafft (Speck-Hamdan, S. 227).

Resilienzfaktoren

Die Frage nach Resilienzfaktoren ist wie folgt zu verstehen: Wie kommt es, dass trotz elterlicher Risiken wie Arbeitslosigkeit, Armut, Psychose, Drogensucht, Scheidungserfahrung der Eltern die Kinder relativ erfolgreich ihr Leben meistern? Wie kommt es, dass Kinder trotz eigener Risiken wie Geburtskomplikationen, körperliche Behinderungen etc. dennoch einen hohen Grad an Widerstandskraft, Robustheit „Hardiness“ zeigen. Resilienz umschreibt also die Fähigkeit, relativ unbeschadet mit den Folgen beispielsweise belastender Lebensumstände umzugehen und Bewältigungskompetenzen zu entwickeln.

So weisen beispielsweise die Ergebnisse einer 40-jährigen Längsschnittstudie mit 698 Kindern, dass ca. ein Drittel der Kinder trotz hoher Risiken keine Schaden und psychische Auffälligkeiten zeigten. Diese wiesen folgende Merkmale auf: Bereits als Babys wurden sie als „aktiv“, „gutmütig“ und „liebvoll“ bezeichnet, hatten ein hohes Antriebsniveau und im Vorschulalter die Fähigkeit, sich von anderen Hilfe zu erbitten, wenn diese notwendig war. Im Schulalter zeigte sich, dass Intelligenz und schulische Kompetenz positiv mit individueller Widerstandskraft korrelierte (d.h. je höher die Intelligenz war, desto höher war auch die Widerstandskraft). Vermutlich schätzen intelligente Kinder stresserzeugende Situationen realistischer ein und verfügen über flexiblere Bewältigungsmechanismen. Auch zeigten diese Kinder ein höheres Kontrollbewusstsein (internal locus of control). Sie konnten ihr Schicksal besser planen und ihre Lebenswelt durch eigene Handlungen positiv beeinflussen (Vgl. Werner, 1999).

Bei dieser Studie haben sich als Widerstandsfaktoren in der Familie folgende Konstellationen erwiesen: 1) **Enge Bindung** mit mindestens einer kompetenten und stabilen Person, die auf ihre Bedürfnisse eingehen kann. 2) Auch wenn Eltern krank oder psychotisch waren, haben widerstandsfähige Kinder ein besonderes Talent gehabt, sich „**Ersatzeltern**“ (Tanten, Großmütter, ältere Geschwister) zu finden.

Generell ist auch eine religiöse Überzeugung ein Schutzfaktor im Leben von Risikokindern; sie verleiht ihnen ein Gefühl, dass das eigene Leben Sinn und Bedeutung hat (Werner, 1999). Ferner ist eine hohe Schulbildung, insbesondere der Mutter, mit positiven Kindsmerkmalen wie Kommunikations- und Konfliktlösefähigkeit, assoziiert.

Verschiedene Studien konnten insbesondere zeigen, dass eine überdurchschnittliche Intelligenz Risiken für antisoziale Entwicklungen abpuffern kann (Egeland et al., 1993; Lösel & Bliesener, 1994). Intelligente Kinder sind eher in der Lage, zu planen, negative Konsequenzen wahrzunehmen und auch nicht-aggressive Verhaltensweisen zu entwickeln; andererseits gibt es Studien, die zeigen, dass Intelligenz auch eine Risikofunktion für depressive und andere internalisierende Störungen aufweisen kann (Luther, 1991). Stärkere

Differenzierung bei intelligenten führt vielleicht dazu, dass sie sensitiver auf Stress reagieren. Auch scheinen Faktoren wie ein ausgeprägtes Selbstwerterleben, gewöhnlich ein Schutzfaktor, in einigen Konstellationen aber auch als Risikofaktor zu wirken, etwa bei Aggressivität; Studien konnten zeigen, dass persistent gewalttätige Personen eine übersteigerte Selbsteinschätzung haben (Baumeister et al. 1996). Ein positives Selbstbild kann zur Folge haben, dass junge Menschen andere abwerten und sich nicht angemessen von anderen respektiert fühlen, auf die sie aggressiv reagieren. Bei Risiken ist zu beachten, dass sie zum einen von der **Intensität** der Belastung und der **Chronizität**, ihrem zeitlichen Andauern, abhängen.

Widerstandsfaktoren in der sozialen Gemeinde:

Widerstandsfähige Risikokinder hatten Verbindungen zu Freunden aus stabilen Familien sowie auch zu deren Eltern; diese Verbindungen kamen insbesondere Scheidungskindern und Kindern mit psychotischen Eltern, eine günstigere Lebensperspektive zu entwickeln. Auch hatten innerhalb dieser Studie widerstandsfähige Kinder einen „Lieblingslehrer“ in der Schule, der sich für sie interessierte und sie auch herausforderte, als ein „positives Rollenmodell“.

Schutzfunktionen in der Entwicklung lassen sich wie folgt zusammenfassen (Lösel, Bender, 1999):

1. Stabile emotionale Beziehung zumindest zu einem Elternteil oder Bezugsperson,
2. emotional positives und unterstützendes Erziehungsklima,
3. Rollenvorbilder für eine konstruktive Problemlösung bei Belastungen,
4. soziale Unterstützung durch Personen außerhalb der Familie,
5. tragbare, soziale Verantwortlichkeiten,
6. Temperamentsmerkmale wie Flexibilität und Soziabilität,
7. Kognitive Kompetenzen (zumindest eine durchschnittliche Intelligenz),
8. Erfahrungen der Selbstwirksamkeit,
9. Aktives, nicht nur reaktives Bewältigungsverhalten bei Belastungen,
10. Erfahrungen der Sinnhaftigkeit in der eigenen Entwicklung.

Einzelne Risiken wie Scheidung, Armut, psychische Störung, Migration etc. zeigen allein niedrige Korrelationen mit Erlebens- und Verhaltensstörungen. Es ist eher die Kumulation von Risiken bei einem gleichzeitigen Fehlen von Schutzfaktoren, die zu einer Störung führt. Im Geschlechtervergleich zeigen sich folgende Unterschiede: Jungen entwickeln mehr externalisierende Verhaltensstörungen, Mädchen eher internalisierende. Im ersten Lebensjahrzehnt scheinen Jungen vulnerabler (verwundbarer) gegenüber familiären Defiziten und Probleme zu sein als Jungen. Risikoerhöhende Bedingungen in der Umwelt/Umgebung des Einzelnen haben nur einen unspezifischen risikoerhöhenden Effekt; in ihrer Verknüpfung und Interaktion mit risikoerhöhenden Bedingung im Individuum (Vulnerabilität) entfalten sie jedoch größere Effekte, so etwa, Gewalt, die vom schulischen Umfeld eines Kindes ausgeht, hat dann fatale Konsequenzen, wenn es auch auf eigene Gewaltbereitschaft bzw. höhere Irritabilität, Gereiztheit trifft. Ferner kann bspw. Eine warme familiäre Umgebung (Schutzfaktor) die von dem bspw. Wohnumfeld ausgeht (Risikofaktor) kompensieren.

Je nach Störungsart, Personen- und Kontextmerkmalen können Risiko- und Schutzfaktoren unterschiedliche Auswirkungen haben; deshalb ist es geboten, zu fragen: „Schutz wogegen?“ und „Risiko wofür?“ (Lösel & Bender, 1999, S. 51).

Die in den ersten beiden Lebensjahren etablierte sichere Mutter-Kind Bindung stellt eine bedeutsame Entwicklungsressource dar; dies sollte insbesondere gegenüber Migrantenfamilien und –müttern kommuniziert werden („Es ist ja noch ein Kind“ - Haltung daher völlig dysfunktional).

Vielfach ist frühe Mutterschaft ein Risikofaktor; auch hier sind insbesondere Migrantinnen von früher Mutterschaft deutlich stärker betroffen. Insbesondere jugendliche Mütter sind eine Hochrisikogruppe; eingeschränkte Erziehungs- und Pflegequalitäten von jugendlichen Müttern (Ziegenhain, Derksen & Dreisörner, 2004). Im Vergleich mit älteren Müttern haben diese weniger Kenntnisse über Entwicklungstempo der Kinder und über die Entwicklungsangemessenheit kindlicher Verhaltensweisen; neigen eher zu Erziehungseinstellungen, die Strafen bevorzugen und sind im Umgang mit ihrem Säugling und Kleinkind weniger feinfühlig.

Aufklärung in Migrantenorganisationen, Eheberatung, Hausärzte, aber auch Moscheen über die Risiken der Frühverheiratung und der frühen Schwangerschaften (für die Mutter wie für das Kind).

Andere Autoren sprechen davon, was gerade für Migranteneltern relevant wäre, dass es ratsam ist, einen Abstand von mindestens zwei Jahren zwischen der Geburt eines Kindes und der eines Geschwisterkindes folgen zu lassen, damit die emotionale Versorgung des jeweiligen Kindes vollständig gewährleistet ist, Eltern die volle Aufmerksamkeit auf dieses Kind lenken können und auch, damit das ältere Kind nicht „übersozialisiert“ wird (Vgl. Richter, S. 18).

Unsicher gebunden Jugendliche zeigen weniger Ich-Flexibilität, negatives Selbstkonzept, mehr Hilflosigkeit und Feindseligkeit (Seiffge-Krenke & Becker-Stoll, 2004, Kindheit und Entwicklung).

Emotionsregulierung wird insbesondere im Jugendalter besonders vonnöten, da dieses Alter auch eine Zeit der Zunahme der Konflikte bedeutet (u. a. mit Eltern und Peers)

Tagebuchschreiben als eine wichtige Form des Lernens der Emotionskontrolle, des emotionalen Ausdrucks; es ist das Stiften einer Selbstbeziehung sowie einer Fremdbeziehung; (Seiffge-Krenke; Emotionale Kompetenz im Jugendalter, 2002, 1985).

Es kann auch eine Grundlage sein, emotionale Kompetenz zu lernen; Implikationen für die pädagogische Praxis (Schule); gerade für den Schulkontext auch wichtig: Migrantenjugendlichen stärker verantwortungsvolle Positionen geben; es ist bekannt, dass sie sich dann stärker mit der Aufgabe identifizieren, diese schützen und auch dadurch Erfahrungen der Nützlichkeit und der Selbstwirksamkeit machen.

Gerade der Selbstwert hat sich in einigen Studien als das wichtigste Persönlichkeitsmerkmal herausgestellt (Garmezy & Devine, 1984; Rutter 1985).

Ferner zeigen eine Reihe von Studien, dass ein positives Schulklima eine fördernd und schützend Wirkung zeigt, aber auch eine gute Beziehung zum Lehrer, den Schüler als an ihnen interessiert und sie herausfordernd wahrnehmen (Vgl. Richter, S. 18, Anm. 28).

Zwar wird vielfach auch das Geschlecht, insbesondere das männliche als Risikofaktor betrachtet; jedoch ist das in Zusammenhang mit dem Lebensalter zu bringen. In verschiedenen Lebensphasen sind die Belastungen und Risiken variabel (bspw. Gewalt bei männlichen Jugendlichen, Selbstwertprobleme und Körperwahrnehmung bei Mädchen in der Pubertät).

„Für beide Geschlechter gilt, das insbesondere ein bester Freund/eine beste Freundin und die Zugehörigkeit zu einer größeren Freundschaftsgruppe positive Auswirkungen auf normenkonformes Verhalten hat.“ (Richter, S. 19).

In der pädagogischen Praxis kann letztlich auch über die Erziehungsqualität der Eltern resilienzfördernde Wirkungen erzielt werden; wenn bspw. dem Kind systematisch beigebracht wird, aktives Coping zu betreiben, wenn es das Gefühl der Selbstwirksamkeit hat und das Gefühl, eigen Kontrolle über die Entscheidungen hat. Das kann wiederum durch einen systematischen Einbezug des Kindes in Entscheidungsprozesse und durch die Verantwortungsübernahme des Kindes gefördert werden.

Letztlich lassen sich die Schutzfaktoren in zwei Komponenten zerlegen: 1) Schutzfaktoren in der Person des Kindes (personale Ressourcen, Widerstandsfähigkeit, Resilienz);
2) Schutzfaktoren in der Betreuungsumwelt (soziale Ressourcen).

Tabelle: (Vgl. Laucht, Esser & Schmidt, 1997, S. 263).

	Personale Ressourcen	Soziale Ressourcen
	Weibliches Geschlecht (in der Kindheit)	Stabile emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson
	Erstgeborenes Kind	Offenes, unterstützendes Erziehungsklima
	Positives Temperament (flexibel, aktiv, offen)	Familialer Zusammenhalt
	Positives Selbstwertgefühl (hohe Selbstwirksamkeit; die Wahrnehmung, dass die gesetzten Ziel durch eigene Fähigkeiten auch erreicht werden können)	Modelle positiver Bewältigung
	Überdurchschnittliche Intelligenz	Soziale Unterstützung im Umfeld
	Positives Sozialverhalten	Positive Freundschaftsbeziehungen
	Aktive Stressbewältigung	Positive Schulerfahrungen

Adoleszenz ist eine Phase der aktiven Rekonstruktion und Gestaltung des Selbst; deshalb können Resilienzfaktoren auch bei möglicherweise nonoptimalen Persönlichkeitsprofilen erworben bzw. aufgebaut werden.

Religiöse Überzeugungen im Leben von Risikokindern ein Schutzfaktor im Sinne von Erfahrungen der Sinnhaftigkeit; sie gibt ein Gefühl, dass ihr Leben ein Sinn und eine Bedeutung hat; vermittelt das Gefühl oder die Überzeugung, dass sich die Dinge trotz Not und Schmerz am Ende zum Guten wenden können.

„Großer Bruder“, „Große Schwester“-Projekte in Schulen, bei denen kompetente Ältere (Jugendliche) Risikokindern (Kindern aus chaotischen, ungeordneten Elternhäusern, Elternhäusern mit psychischer Erkrankung der Eltern etc.) zugeordnet werden bzw. Teilverantwortungen übernehmen; dieses ältere Kind dann als Rollenvorbild dienen.

In anderen Studien (erziehungspsychologischen) zeigt sich Schulbildung der Mutter als ein gravierender Faktor; auch hier müssen Interventions- und Präventionsprogramme ansetzen.

Bekannt bei Migranteneltern: hohe Bildungsaspirationen, die oft auch mit hohen Erwartungen an die Kinder gekoppelt sind; bei ausbleibendem oder geringem Erfolg der Kinder führt dieses Auseinanderklaffen dann vielfach zu Enttäuschungen auf Seiten der Eltern und psychischen Belastungen bei Kindern.

Wenn Migranten, wie offensichtlich sehr viele Studien es beweisen, unter einer deutlich höheren Anzahl an Risiken leiden, dann müsste auch eine ganz „normale“, unauffällige Lebensführung erstaunlich und erklärungsbedürftig sein; nicht nur stets die außergewöhnlichen, sondern sogar diese Anstrengungen müssten besonderes honoriert und anerkannt werden.

Risikofaktoren müssen nicht zwangsläufig zu einer negativen Entwicklung führen; sie erhöhen lediglich die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Störungen im Vergleich zu einer unbelasteten Kontrollgruppe. Gravierend wirken sie sich jedoch aus, wenn es zu Kumulation von Risiken und Wechselwirkungen des Risikos mit anderen Faktoren wie etwa dem Zeitpunkt, Dauer ihres Auftretens bspw. kommt (aber auch dem Alter, Entwicklungsstand des Kindes etc.).

Literatur:

Baumeister, R. F., Smart, L. & Boden, J. M. (1996) Relation of threatened egotism to violence and aggression: The dark side of high self-esteem. *Psychological review*, 103, 5-33.

Egeland, B. (1993). A History of Abuse is a Major Risk Factor for Abusing the Next Generation. In R. J. Gelles & D.R. Loseke (Eds.), *Current Controversies on Family Violence*. (pp. 197 - 208). Newbury Park: Sage Publications.

Laucht, M., Esser, G. & Schmidt, M. H. (1997). Wovor schützen Schutzfaktoren? Anmerkungen zu einem populären Konzept der modernen Gesundheitsforschung. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 3, 260-271.

Lösel, F. & Bender, D. (1994). Lebenstüchtig trotz schwieriger Kindheit. Psychische Widerstandskraft im Kindes- und Jugendalter. *Psychoscope*, 7, 14-17.

Lösel, F. & Bender, D. (1999). Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Faktoren: Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In: G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.), Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (S. 39-58). München: Reinhardt.

Pfeiffer, Ch. & Wetzels, P. (1997). Kinder als Opfer und Täter. Eine Analyse auf der Basis der PKS und einer repräsentativen Opferbefragung. Hannover: KFN-Forschungsberichte Nr. 68

Scheithauer, H., Petermann, F. & Niebank, K. (2000). Frühkindliche Entwicklung und Entwicklungsrisiken. In F. Petermann, K. Niebank, & H. Scheithauer (Hrsg.), Risiken in der frühkindlichen Entwicklung (15-38). Göttingen: Hogrefe.

Uslucan, H. H. (2000). Gewalt in türkischen Familien. *Frühe Kindheit*, 4, 20-24.

Werner, E. (1999). Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (S. 25-37). München: Ernst Reinhardt Verlag.

Wetzels, P. (1997). Gewalterfahrungen in der Kindheit. Sexueller Mißbrauch, körperliche Mißhandlung und deren langfristige Konsequenzen. Baden-Baden: Nomos.